



**Hüning, Heinrich: Der Parzivalroman Wolframs von Eschenbach. Ein Schicksalsrätsel:  
Versuch einer alternativen Deutung, Hamburg, disserta Verlag, 2015**

Buch-ISBN: 978-3-95425-748-5

PDF-eBook-ISBN: 978-3-95425-749-2

Druck/Herstellung: disserta Verlag, Hamburg, 2015

Covermotiv: © laurine45 – Fotolia.com

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

---

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Die Informationen in diesem Werk wurden mit Sorgfalt erarbeitet. Dennoch können Fehler nicht vollständig ausgeschlossen werden und die Diplomica Verlag GmbH, die Autoren oder Übersetzer übernehmen keine juristische Verantwortung oder irgendeine Haftung für evtl. verbliebene fehlerhafte Angaben und deren Folgen.

Alle Rechte vorbehalten

© disserta Verlag, Imprint der Diplomica Verlag GmbH  
Hermannstal 119k, 22119 Hamburg  
<http://www.disserta-verlag.de>, Hamburg 2015  
Printed in Germany

## **Widmung**

**Meiner Frau, meiner Familie, meinen Freunden**

## Inhaltsverzeichnis

<b>1.</b>	<b>Vorwort.....</b>	<b>1</b>
<b>2.</b>	<b>Der Parzivalprolog.....</b>	<b>3</b>
2.1	Rückblick.....	3
2.2	Eine „Neue Lektüre des Parzivalprologs“? .....	4
2.3	Ein neues Forschungsprofil? .....	7
2.4	„zwîvel“-Metapher versus „bast“-Konzept - Erinnerung an einen alten Streit um literarische Konzepte .....	13
2.5	Warum entzieht sich der Parzivalprolog dem „Zugriff“ der traditionellen Forschung? .....	15
2.6	Unreflektierte Prämissen in der heutigen Literaturwissenschaft des Mittelalters.....	17
2.7	Gründe des Scheiterns.....	19
2.8	Der „Hasenvergleich“ im Verhältnis zum „vliegenden bîspel“ .....	29
2.9	Die „Kunst des Jagens“ und Dichtens .....	32
2.10	Die Pointe des Hasenvergleichs .....	33
2.11	Folgerungen .....	38
2.12	Vom Eingang zum Höhepunkt des Romangeschehens .....	40
2.13	Die Probe auf’s Exempel und Deutung einiger Hauptmotive des Textes auf diesem Hintergrund .....	44
2.14	Interpretation des vliegenden bîspls aus lebensweltlicher Sicht.....	47
2.15	Deutung des „zwîvel“ aus vorreformatorischer Perspektive .....	50
<b>3.</b>	<b>Das Menschenbild des Parzivalromans .....</b>	<b>53</b>
3.1	Das dichterische Bild einer schweren Schuld.....	53
3.2	Parzival und seine Brüder .....	57
3.3	Das fiktive Konzept einer „dreifältigen“ Existenz in seiner naturgeschichtlichen, geschichtlichen und heilsgeschichtlichen Dimension durch die Gestalten Feirefiz - Gawan - Parzival. ....	59
3.4	Dreiteiligkeit und Dreieinigkeit .....	62
<b>4.</b>	<b>Das Bild der Frau im „Parzival“ .....</b>	<b>70</b>
4.1	Orgeluse als Romangestalt - Eleonore von Aquitanien - historisches Vorbild für eine literarische Figur? .....	70

4.2	Die Frau im Romankonzept nach biblischem Muster .....	72
<b>5.</b>	<b>Das Bild des Mannes. Die drei Namen Parzivals .....</b>	<b>84</b>
5.1	Feirefiz .....	86
5.1.1	Die Gestalt des Feirefiz in der bisherigen Forschungsgeschichte .....	86
5.1.2	Feirefiz, der Bruder Parzivals; Heide - Anschevin - Mahdi .....	87
5.1.3	Feirefiz, der „Messias“ .....	96
5.2	Gawan.....	101
5.2.1	Gawan als Komplementärfigur - das „alter ego“ Parzivals .....	101
5.2.2	Der Epilog von Buch VI - eine Szene vor dem Spiegel .....	106
5.2.3	Die Kämpfe Gawans .....	112
5.2.4	Gawan und das Schicksal der Menschen auf Schastel marveille oder die gesellschaftliche Perspektive der Schuld Parzivals.....	116
5.2.5	Gawan und Orgeluse, die Frau seines Lebens .....	128
5.2.6	Gawan und Parzival, Wiedervereinigung beider Figuren und Abgesang für Gawan.....	129
5.3	Parzival .....	135
5.3.1	Das dichterische Bild des Gralsgeschlechtes vor seinem konzeptionellen Hintergrund .....	135
5.3.2	Das Gralsgeschlecht und die Lehre der Väter.....	142
5.3.3	Deutungsversuch der Gralsfrage auf dem Hintergrund der Väterlehre: Die Erneuerung des Urstandes durch die Taufe .....	146
5.3.4	Die „Positivierung des Sündenfalles“ .....	148
5.3.5	Die Erneuerung des Urstandes durch die Taufe und die Teilhabe am Corpus Christi Mysticum .....	151
5.3.6	Natur und Übernatur bei Feirefiz und Parzival .....	153
<b>6.</b>	<b>Dichterische Bilder - literarische Metamorphosen.....</b>	<b>155</b>
6.1	Die Entstehung des Geschlechternamens der „Anschevin“ mit den literarischen Mitteln der Satire, Parodie und Travestie .....	155
6.2	Parzival - Feirefiz - Amfortas - und die Erlösungsfrage. ....	158
6.3	Eine alternative Deutung der zweiten Gralsszene.....	160
6.4	Der Gral – ein sonderbares „dinc“! .....	164
6.5	„gemach“ - ein Schlüsselwort der zweiten Gralsszene.....	169
6.6	Das „dinc“ und andere orientalischer Motive .....	173
6.7	Der Fischerkönig im Komplex der Gralsmotive .....	175

6.8	Gralsmotive im „Durchgang durch ein orientalisches Medium“: Der Gestaltwandel biblischer und koranischer Motive auf der fiktiven „heilsgeschichtlichen“ Ebene des Romans.....	178
<b>7.</b>	<b>Die Lüge Trevicents als Wendepunkt des Romans und als Problem der Wolframforschung:.....</b>	<b>188</b>
<b>8.</b>	<b>Poetologische Aussagen, die das Bild des Grals bei seinem ersten Erscheinen umrahmen.....</b>	<b>198</b>
8.1	Die Kehrseite dichterischer Bilder .....	200
8.2	Die mögliche Herkunft und Deutung wichtiger Motive und ihr Gestaltwandel im Hinblick auf den ganzheitlichen Bildhintergrund des Parzivalromans. ....	202
8.3	Das Abendmahlsmotiv im Koran und im „Parzival“ Glaubensmotiv - Märchenmotiv - Gralsmotiv .....	203
8.4	Das Messiasmotiv in seiner Doppeldeutigkeit im „Parzival“ .....	207
8.5	Das „zweifel-Motiv“ in den programmatischen Anfängen des „Parzival“, des Koran und des Johannesevangeliums.....	210
8.6	Die Herkunft wichtiger Bildmotive der Gralsszene .....	214
<b>9.</b>	<b>Vom „Parzival“ zum „Willehalm“ .....</b>	<b>216</b>
<b>10.</b>	<b>Der Prolog des „Willehalm“ .....</b>	<b>221</b>
<b>11.</b>	<b>Literaturangaben .....</b>	<b>223</b>
<b>12.</b>	<b>Index.....</b>	<b>229</b>

## Vorbemerkung:

Es ist kein Geheimnis, dass trotz jahrzehntelanger Forschung und einer schier unübersichtlich gewordenen Forschungsliteratur zentrale Fragen der Parzivalforschung bisher nicht gelöst werden konnten. Der vorliegende Versuch erhebt nicht den Anspruch, darauf eine befriedigende Antwort geben zu können oder alle Probleme dieser mittelalterlichen Dichtung lösen zu wollen.

Ausgangspunkt meiner ersten Studie über den Parzivalprolog war meine scheinbar „zufällige“ Entdeckung und die empirische, wissenschaftliche Analyse der Funktionsweise archaischer Würfelformen. Sie hatten bereits als „bickel“ im Literaturstreit zwischen Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach eine Rolle gespielt. In den anschließenden Überlegungen soll punktuell aufgezeigt werden die:

- ♦ Beachtung und Kenntnis der von Natur aus noch immer gleichen Realien und ihre zeichenhafte Bedeutung für das Selbstverstehen der Menschen;
- ♦ Kenntnis des für den Dichter vorgegebenen gesellschaftlichen und geistigen Umfeldes mit seinen Folgen für das Verständnis der Dichtung;
- ♦ Zeichenhaftigkeit von lebensweltlichen statt scheinbar stringent rationalen Argumenten bei der Deutung des Textes.

Die Entschlüsselung von „*bickelwort*-Metaphern“, mit denen Wolfram gezielt die sich wandelnde Bedeutung von Wörtern als literarische Mittel und Motive einsetzt, ermöglicht einen rational nachvollziehbaren Zugang zum bisher fast vollständig verschlossenen Verständnis von Grundlagen und -anliegen des Dichters. Der gefundene Schlüssel kann z. B.

- ♦ die Mehrschichtigkeit des Menschenbildes im Roman erhellen;
- ♦ das Verhältnis und die Stellung der größten mittelalterlichen Dichter zueinander im Literaturstreit erklären;
- ♦ helfen, die wirklichkeitsentsprechende Darstellung eines Menschenbildes zu verstehen, die nicht nur dem 12. Jahrhundert verpflichtet ist;
- ♦ die Voraussetzungen und Folgen für die Auseinandersetzungen von Christentum und Islam auf höchstem geistigen und philosophischen Niveau in der Einkleidung eines Romans zu erkennen, die auch für die heutige Zeit noch bedeutsam sind.

Mit diesen Gedanken möchte ich meine Studien zu einem relativen Abschluss bringen in der Hoffnung, dass sie bei der weiteren Erforschung dieses epochalen Werkes hilfreich sein könnten.

Kerpen, den 11.09.2010

*Heinrich*

*Hüning*

# 1. Vorwort

Die Rätselhaftigkeit des Parzivalprologs war der explizite Gegenstand meiner früheren Studie mit dem Titel: „Würfelwörter und Rätselbilder im Parzivalprolog Wolframs von Eschenbach“. Sie wurde im Frühjahr 1999 der Philosophischen Fakultät der Universität Köln als Dissertation vorgelegt und nach der Prüfung und einem Revisionsverfahren im November 2000 veröffentlicht. Das Ergebnis anschließender Untersuchungen an diesem Text führte zu der Erkenntnis, dass es sich bei diesem außergewöhnlichen Prolog der Form nach um ein Schicksalsrätsel handelt. Diese These möchte ich anhand des Textes belegen und mich dabei auf die Deutung des ersten Teil des Parzivalprologs, das „liegende bîspel“ (1,1-1,14) und den „Hasenvergleich“ (1,14-1,19) beschränken. Weil dabei auf die Ergebnisse der zuvor genannten Arbeit Bezug genommen wird, ist deren Kenntnis für das Verstehen der folgenden Ausführungen wünschenswert, jedoch nicht Bedingung.

Die genannte Studie beginnt mit dem Satz: „Der Zufall führte Regie bei der Wiederentdeckung einer altertümlichen Form von Würfeln, die im Literaturstreit des 12. Jahrhunderts ... eine große Rolle spielten.“ - Das Wort „Zufall“ bezog sich dabei primär auf die von mir wieder entdeckten archaischen Bickelwürfel, die in früheren Jahrhunderten beim Glücksspiel benutzt wurden und für die Beteiligten oft schicksalhafte Bedeutung hatten. Ihre Wiederentdeckung war für mich bei der Deutung und Erforschung des Parzivalprologs auch ein „Glücksfall“; im wörtlichen und übertragenen Sinn ein Schlüssel zum Text.

In Form der „bickelwort“-Metapher erlangten diese Würfel - im historischen Literaturstreit zwischen Gottfried von Strassburg und Wolfram von Eschenbach um literarische Konzepte - eine schicksalhafte Bedeutung. Durch eine exakte wissenschaftliche Analyse von Formen und Funktionen dieser historischen Würfel bei mehr als einigen hundert statistisch ausgewerteten Glücksspielversuchen konnte Einblick in die Verrätselungstechnik Wolframs bei der Konzeption des Parzivalprologs gewonnen werden. So ließ sich beispielsweise erklären, was mit der Verwendung von „bickelwörtern“, dem Vorwurf Gottfrieds von Strassburg an die Adresse Wolframs, gemeint war, nämlich: die Verwendung von Wörtern mit sich wandelnder Bedeutung (Äquivokationen), die Wolfram bewusst als literarisches Mittel benutzt hatte, um den Text des Parzivalprologs als Zugangsrätsel zum Roman zu konzipieren.

Um von vornherein Missverständnisse zu vermeiden, soll ausdrücklich darauf hingewiesen werden, dass die sich wandelnden Bedeutungen der „Würfelwörter“ im Text des Parzivalprologs stets sinnvoll miteinander korrespondieren, also keineswegs willkürlich oder zufällig verwendet werden, wie Gottfried es seinem Dichterkollegen unterstellen möchte: Einerseits als Mittel des verstehenden Umgangs mit Sprache - etwa zum Zweck der Verrätselung des Prologtextes - andererseits zugleich als literarische Ur- oder Kleinstmotive, die den Text wegen ihrer „Zweideutigkeit“ konzeptionell bestimmen, d. h. ihm eine bestimmte poetische Struktur, Sinnrichtung und künstlerische Gestalt geben. Sie wirken in

ihrer Unscheinbarkeit wie „Flügelschläge eines Schmetterlings“<sup>1</sup> (Chaostheorie, siehe Grein Gamra, 1999), die im Grenzfall beim Publikum eine „orkanartige Verwirrung“ auslösen können: Dann nämlich, wenn man nicht weiß, woher der Wind weht!

Zu den Leitwörtern dieser Art, die als „kleinste literarische Motive“ eine Mehrschichtigkeit des Textes verursachen, gehören unter anderen „zwîvel, nâchgebûr, parrieret, unstaete, geselle, stiure, chanzen, versitzet, verget, zagel, der dritte biz, bredden“ etc. Die ersten sechs dieser Wörter finden sich allein im „vliedenden bîspel“ (1,1-1,14), dem Schicksalsrätsel des Parzivalprologs im engeren Sinne. Das Wort „stiure“ heißt beispielsweise „Gang der maere in eine bestimmte Richtung“, zugleich aber auch „subjektiv zu leistender Beitrag (des einzelnen Zuhörers) zum Verständnis des Textes“. Die Sinnrichtung bestimmter Verse oder Textpassagen lässt sich dadurch nicht mehr nur in einer Richtung fixieren. Eine daraus resultierende Mehrschichtigkeit bzw. Rätselhaftigkeit des Textes ist bewusst kalkuliert und gehört zum Konzept der Dichtung. Das gilt für den Prolog, aber auch für den gesamten Roman als die rätselhafte Biographie einer höfischen christlichen Existenz mit dem Namen „Parzival“.

---

1 Grein-Gamra, 1999 S. 19

## 2. Der Parzivalprolog

### 2.1 Rückblick

Nicht nur im Prolog gibt es eine Vielzahl von „Bickel-Wörtern“ oder Äquivokationen, sondern auch im Roman selbst. Mit Recht kann man z. B. die programmatischen Namen der drei Hauptfiguren des Romans Parzival - Gawan - Feirefiz dazu rechnen. Im großen und ganzen wird der Roman durch sie gegliedert. Der Name ‚Parzival‘ bedeutet „rechte enmiten durch“, sagt Sigune. In einer Spaltung spiegeln sich auch die Bedeutung und das Programm der Namen „Gawan“ („kurzer Wahn“) und ‚Feirefiz‘ (der ‚gemachte Sohn‘). Den Sinn des Epilogs von Buch VI, der zugleich Prolog für Buch VII ist, kann man beispielsweise nur dann verstehen, wenn man sich vorstellt, so verlangen es die „stüre“ und der Text, dass der Erzähler, hoch zu Ross und als Reiter, vor einen Spiegel tritt und samt seinem Haupthelden in den gegenüber liegenden virtuellen Raum des Spiegels bzw. der maere hinüber wechselt, wie ich am Ende der Arbeit zeigen werde.

Die Kenntnis der konzeptionellen Zusammengehörigkeit der Figuren mit ihren virtuellen „Gegenteilen“ als „Spiegelung“ ist unerlässlich für das Verständnis des Romanganzes, insbesondere des Parzivalprologs. Von Beliebigkeit bei der Verwendung von Äquivokationen, den so genannten „bickelwörtern“ - so der Vorwurf Gottfrieds von Strassburg - kann also keine Rede sein. Sein „Bickelwort“-Vorwurf entbehrt jeder Grundlage! Aus der Schärfe seiner Polemik gegen Wolfram kann man schließen, dass er die Gefährlichkeit des Parzivalprologs für sein eigenes literarisches Konzept (z. B. im „Tristan“) durchaus erkannt hatte: Grund genug für den Versuch, das Konzept seines Rivalen im Literaturexkurs des „Tristan“ in Form einer Polemik zu neutralisieren!

Die von mir früher vorgelegte Deutung der Eingangverse des Parzivalprologs und anderer Textstellen (Erec-Satire und Enite-Kritik) erschienen mir selbst während meiner Arbeit am Text hinsichtlich des methodischen Vorgehens, entgegen der Meinung anderer Forscher und Interpreten, keineswegs als ausgefallen, komplett andersartig oder methodisch abweichend. Erst bei der Besprechung und Beurteilung der Arbeit und der späteren Reaktion in Fachkreisen bemerkte ich, dass ich „Neuland“ beschritten hatte, ohne es beabsichtigt zu haben. Die Ergebnisse lösten Zustimmung, aber auch Bedenken aus. Sie gipfelten gar in dem absurden Vorwurf, ich werde auf dem eingeschlagenen Weg „die Germanistik als Fach ruinieren“.

Es gibt in der Tat Anlass, sich wegen der Zukunft der Germanistik Sorgen zu machen. Joachim Bumke stellte in der FAZ die skeptische Frage, ob die „Deutsche Philologie - ein Fach mit Zukunft“<sup>2</sup> sei oder nicht. Der Titel ist nicht ohne Grund mit einem großen Fragezeichen versehen, denn: „Stellt man ( .. ) die Frage, ob die Deutsche Philologie das Ziel, das die Gründer ihr gesetzt haben, nämlich die alten Texte in der Gegenwart lebendig zu

---

<sup>2</sup> Bumke, Joachim, Deutsche Philologie - ein Fach mit Zukunft? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Dezember 2009.

machen, erreicht hat, so muss die Antwort lauten: Nein“. Ob dieser Befund nicht Grund genug ist, auf nicht traditionellen Wegen einen neuen Zugang zu alten Texten zu versuchen? Wie kann denn die Germanistik z. B. den Text, um den es hier geht - den Parzivalprolog - „lebendig machen“, wenn sie ihn in der bisherigen Forschungsgeschichte nicht einmal selbst verstanden hat? Das bekannte Problem der Nichtübersetzbarkeit des Parzivalprologs begleitet die Forschung seit der Wiederentdeckung dieses Textes durch Lachmann bis heute. Um dem zu entgehen, hatte ich in meiner ersten Studie den Vorschlag gemacht, man möge den Prolog nicht nur begrifflich, sondern bildhaft deuten. Mit Hilfe der sich wandelnden Bedeutung von sog. Bickelwörtern als kleinste literarische Motive erwies sich das als eine alternative Möglichkeit. Das war neu!

Ein merkwürdiger „Zufall“ fügte es nun, dass Walter Haug vier Monate nach Veröffentlichung meiner Arbeit (im November 2000), also zeitnah und am gleichen Ort, nämlich im Institut für deutsche Sprache und Literatur der Universität Köln, *seine* „Neue Lektüre des ‚Parzival‘-Prologs“<sup>3</sup> vorstellte. Bei dem groß und plakativ angekündigten Vortrag persönlich anwesend, war ich gespannt, ob der Referent in irgendeiner Weise auf meine, bereits seit dem Frühjahr 1999 im Institut ausliegende und schon begutachtete Dissertation Bezug nehmen würde. Wegen eines aufwendigen Revisionsverfahrens konnte meine Arbeit erst im November 2000 veröffentlicht werden. Außer dem indirekten Hinweis, „dass schon das wörtliche Verständnis an entscheidenden Stellen Schwierigkeiten macht“ (S. 211), ließ der Referent sich nichts anmerken.

## 2.2 Eine „Neue Lektüre des Parzivalprologs“?

Auf die „Neue Lektüre des Parzivalprologs“ von W. Haug möchte ich insofern eingehen, als man diesen Untertitel (zur eigentlichen Überschrift: „Das literaturtheoretische Konzept Wolframs von Eschenbach“) nicht kritiklos akzeptieren kann. Diese Formulierung entspricht keineswegs dem angedeuteten Sachverhalt. *Grundlegend neu* an der „neuen Lesart“ ist nur, dass Haug seine älteren, radikalen, um nicht zu sagen „exordialen“ Positionen bei der Deutung des Parzivalprologs komplett liquidiert hat.<sup>4</sup> - Dazu gehört u.a.

---

<sup>3</sup> Der Gastvortrag von Prof. Dr. Walter Haug (Tübingen) fand am Freitag den 2. Februar 2001 um 10 Uhr c.t. im Vortragssaal der Institutsbibliothek der Universität Köln statt. Das Thema lautete: „Das literaturtheoretische Konzept Wolframs von Eschenbach - eine Neue Lektüre des Parzivalprologs“. Unter demselben Titel wurde das Referat in „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur“ Bd. 123, 2001, S. 211 bis 229 veröffentlicht. - Seine beiden Hauptthesen, die ich seinerzeit notierte, lauteten: 1. Der Parzivalprolog hat mit dem Namen und dem Helden des Romans nichts zu tun. 2. Prolog und Roman sind zwei völlig voneinander unabhängige Teile.

<sup>4</sup> Haug 1971, S. 700, stellt er fest: „Am indirekten Bezug aber ist entschieden festzuhalten; und deshalb ist es so gut wie ausgeschlossen, dass die beiden ersten Verse des ‚Parzival‘-Prologes: Ist zwiŕvel herzen nâgebûr, daz muoz der sêle werden sûr, unmittelbar das Thema des Werkes ansprechen. Wenn diese Worte also nicht auf Parzival zu beziehen sind, dann kann man... die Verse in ihrer härtesten Bedeutung stehen lassen: Wer sich der völligen Verzweiflung hingibt, dessen Seele wird in die Hölle fahren. Man darf dies als *typische Exordialsentenz* auffassen.“ In der Fußnote zu dieser Passage hieß es: „Damit bestätigen sich einerseits die Interpretationen H. Schneiders ... während andererseits den Ansätzen Wapnewskis und H. Rupps ... die Grundlage entzogen ist.“

seine frühere, unverständliche Interpretation der Eingangsverse des Parzivalprolog aus der Perspektive des „Gregorius“ Hartmanns von Aue.

„Ist zwîvel herzen nâchgebûr,  
daz muoz der sêle werden sûr“ (Pz. 1,1-1,2)

Diese Eingangsverse übersetzt Haug, die Implikation („Gregorius“) herausstellend, so: „Wer dem radikalen Zweifel an der göttlichen Gnade in seinem Herzen Raum gibt, der liefert seine Seele der Hölle aus.“ Als angebliche „Exordialsentenz“ war sie noch schärfer formuliert worden: „Wer sich der völligen Verzweiflung hingibt, dessen Seele wird in die Hölle fahren“. Die komplette Liquidierung dieser Deutung kommentiert er in der „Neuen Lektüre des Parzivalprologs“ so: „Die Deutung der ersten beiden Verse in diesem Bezugshorizont erschien mir *bislang* als die plausibelste Lösung“. (S. 214) Weiter heißt es: „Wenn man sich für die radikale Interpretation der Eingangsverse entscheidet, hat dies zur Folge, dass es zwischen ihr und den Darlegungen zu den drei Menschentypen zu einem gewissen Bruch kommt“. Es folgt dann kein neuer Übersetzungsvorschlag, auch keine neue eigene Interpretation.

Überraschend „neuartig“ kommentiert Haug<sup>5</sup> auch seine früheren Deutungsversuche des folgenden Hasenvergleichs:

„diz vliegende bîspel  
ist tumben liuten gar ze snel;  
sine mugens niht erdenken  
wand ez kann vor in wenken  
rehte alsam ein shellec hase.“ (Pz. 1,15-25)

Seine traditionelle Übersetzung lautet: „Dieses fliegende Gleichnis ist für unbedarfte Leute viel zu schnell. Sie vermögen es mit ihrem Verstand nicht einzuholen, denn es kann ihnen ausweichen, wie ein schneller Hase.“ Im Zusammenhang mit den letzten Zeilen des vorangehenden „vliegenden bîspels“ interpretiert er den Text so: „Wolfram hat in Vers 6 das Nebeneinander von Gut und Böse beim gemischten Menschentypus über den Vergleich mit dem schwarz-weißen Gefieder der Elster ins Bild gebracht. Was man nun erwarten würde, wäre ein Hinweis darauf, unter welchen Bedingungen dieser schwarz-weiße Mensch doch glücklich und gerettet werden kann, man erwartet, ein Wort zur Wende, zur Möglichkeit einer Umkehr über Krise, Einsicht, Reue, Buße, Wiedergutmachung. Statt dessen greift Wolfram das Elsterbild auf, um es in eigentümlicher Weise zu problematisieren, indem er behauptet, „es entfliege den *tumben liuten* so schnell, dass sie es nicht fassen können“. <sup>6</sup> Wolfram hatte allerdings gesagt: „ez“ (das vliegende bîspel!) kann vor in (ihnen) wenken rehte alsam ein shellec hase“ (1,18f). Sein „wenken“ hat mit „fliegen“ oder „entfliegen“ nichts zu tun; abgesehen davon, dass er auch nicht fliegen kann.

---

<sup>5</sup> Haug 2001, S. 211 ff

<sup>6</sup> Haug 2001, S. 220 ff.

Als „Neue Lektüre des Parzivalprologs“ endet die Deutung des Hasenvergleichs mit Haugs eigenen Worten in einer literaturtheoretischen Sackgasse: „Es scheint somit, dass die eigentliche Pointe dieser Passage bislang verborgen geblieben ist und dass Wolfram auch die Interpreten, ohne dass sie es gemerkt hätten, zu *tumben liuten* gemacht hat. Worin liegt die Pointe?“ (Haug 2001, S. 221). Diese salopp formulierte Aussage kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass man den Sinn des Hasenvergleichs immer noch nicht verstanden und den Versuch, ihn zu verstehen, aufgegeben hat! Kann man das etwa als eine „Neue Lektüre des Parzivalprologs“ bezeichnen?

Dasselbe gilt für den wichtigen Eingangsvers (1,1-2) des Prologs, den man „bislang“, nach Haug, auch nicht verstanden hatte. Die „Neue Lektüre des Parzivalprologs“ erweckt vielmehr den Eindruck, man möchte sich unauffällig und unbeschadet dessen, was man früher einmal behauptet - und für stringent rational ausgegeben hatte - wieder auf die Seite der Allgemeinheit schlagen, nach dem Motto: Wenn alle das „vliegende bîspel“ und den „Hasenvergleich“ nicht verstehen, ist „alles nur halb so schlimm“! Mit der Frage nach der unverstandenen „Pointe“ des Hasenvergleichs wird klar, dass neben der Deutung der Eingangsverse (1,1-1,14) auch die Interpretation des anschließenden Hasenvergleichs fehlgeschlagen ist. Die Frage nach dem bedeutungsvollen Anfang und Sinn des Parzivalprologs ist damit - sozusagen *ex cathedra* - neu gestellt, getarnt als „Neue Lektüre des Parzivalprologs“.

Die ernüchternde Bilanz schließt - was die o. a. wichtigsten Metaphern der Parzivalprologs angeht - mit der Erkenntnis ihrer „Nichtübersetzbarkeit“ und Unverständlichkeit. Das hatte bereits Lachmann vor über 170 Jahren genau so formuliert. Der rätselhafte Text hat also „bislang“ sein Geheimnis nicht preisgegeben.

Angesichts nicht enden wollender vergeblicher Bemühungen um diesen Text bringt es auch nichts, sozusagen *ex cathedra*, „mit der Faust auf den Tisch zu hauen“. Bernd Schirok tut dies, indem er hemdsärmelig behauptet: „Der Prolog hat - allen anders lautenden Einwänden zum Trotz - einen klaren Gedankengang“. Basta! Unglaublich auch seine „Feststellung“: „Glasperle bleibt Glasperle auch in der kostbaren Goldfassung, und umgekehrt: Rubin bleibt Rubin auch in der billigen Messingfassung.“<sup>7</sup> Es ist höchst fragwürdig, die poetische Dichte eines literarischen Textes auf solche banausische Weise aus der Welt schaffen zu wollen. (Siehe hierzu Fußnote mit Kommentar aus dem Grimmschen Wörterbuch zu dieser Textstelle!)

Für die Fortsetzung der Arbeit am Text des Parzivalprologs wäre es hilfreich gewesen, wenn Haug wenigstens einige Gründe für seinen Sinneswandel hinsichtlich der Deutung des „vliegenden bîspels“ und des „Hasenvergleichs“ angegeben hätte, statt sie einfach nur zu annullieren. Schließlich geht es nicht um die Interpretation irgendeines Textes. Allzu

---

<sup>7</sup> Schirok 2002, beide Zitate S. 78. Vgl. zum vorliegenden Problem: Hüning, 2000 S. 190: „Simrock bezeichnet den edlen Rubin in Messingfassung als „Missgriff“. Mit Bezug auf das Wort „safer“ und die sog. „Frauenlehre“ (3,14) heißt es im Grimmschen Wörterbuch (Bd. 14 Sp. 1635) weiter: „Safflor“ oder *saffer* ist „*ein aus kobalt gewonnenes mineralisches produkt, schon früh zum blaufärben des glases benutzt; ...mhd. safer, n*“: „*unedler sinn bei leiblicher schönheit scheint Wolfram wie ein schnöder glasflusz in goldener fassung*“. Das „safer“ (3, 14) ist mitnichten eine „Perle“: mhd. berle, stf. perle, (Lexer).

lange hatte man für solche Deutungsversuche den Status von „Prüfungsvorbereitungsliteratur“ beansprucht und auch rechthaberisch vertreten (Haug selbst in seinem Urteil über Wapnewski und Rupp). Mir selbst wurde wegen Nichtbeachtung dieser speziellen Sorte von Fachliteratur schwarz auf weiß eine offizielle Rüge<sup>8</sup> erteilt: Hatte ich doch die Kühnheit besessen, in der Literaturliste meiner Dissertation den Namen Walter Haug gar nicht zu erwähnen. Man hielt dies für einen unverzeihlichen Fehler! Im Vorwort zu meiner Dissertation wird im letzten Abschnitt kurz darauf angespielt.

In diesem Zusammenhang darf ich noch darauf aufmerksam machen, dass meine Studie „Würfelerörter und Rätselbilder im Parzivalprolog“ aus dem Jahre 2000 keineswegs der Versuch ist, den Parzivaltext „queer“<sup>9</sup> zu lesen, um etwa gezielt „anderen einen Strich durch die Rechnung zu machen“. Nach wie vor bin ich primär am Text und nicht an nachrangiger Sekundärliteratur interessiert. Neue Deutungsversuche stehen immer in einem kritischen Verhältnis zu vorhergehenden. Sie im Einzelfall aus durchsichtigen Motiven als „queer“, ungewöhnlich, sonderbar, eigenartig, verdächtig, schwul oder „versaut“ zu „qualifizieren“, entspricht nicht den „sincerely rules“ eines vernünftigen und wissenschaftlich begründeten Umgangs miteinander.

### 2.3 Ein neues Forschungsprofil?

Außer den oben genannten gibt es noch andere Gründe, die eigenen Vorstellungen über den Parzivalprolog - exemplarisch - in der Auseinandersetzung mit Walter Haug zu präzisieren.<sup>10</sup> Er spricht nicht nur für sich selbst, sondern ist Repräsentant einer bestimmten Forschungsrichtung. Im Nachruf zu seinem Tode im Vorwort der „Wolfram-Studien“ Bd. XX, S. 7 aus dem Jahre 2008 heißt es: „Er hat die ‚Veröffentlichungen der Wolfram

---

<sup>8</sup> Im Zweitgutachten zu meiner Arbeit heißt es: „Und auch dann, wenn man nicht unbedingt der Auffassung ist, es müsse die gesamte Forschungsliteratur verarbeitet und verzeichnet werden, ist es schon ein wenig verwunderlich, in einer Arbeit über den ‚Parzival‘-Prolog keinen einzigen Titel von Walter Haug zu finden“. Am Tage nach Aushändigung des Zweitgutachtens - „mit dieser Rüge“ - ging ich also mit einem halben Dutzend Textkopien von Arbeiten Walter Haugs ins Seminar und legte sie - vom wiederholten Durcharbeiten mit verschiedenen Textmarkern waren sie recht bunt geworden - dem Zweitgutachter mit der lapidaren Bemerkung vor: „Damit konnte ich nichts anfangen!“ „Das hätten Sie aber dann doch sagen müssen“, war die spontane Gegenreaktion. Wunschgemäß habe ich damals die Literaturliste mit dem fehlenden Namen ergänzt. Der Vorwurf der Anmaßung wäre mir sicher nicht erspart geblieben, wenn ich seinerzeit geschrieben hätte, was ich angeblich „hätte sagen müssen“. Das möchte ich hiermit nachholen, ohne das es mein besonderes Anliegen wäre, damit jemandem „auf die Füße zu treten“. Ich kenne W. Haug nicht persönlich, sondern kritisiere ihn nur als Repräsentanten einer bestimmten Forschungsrichtung, die ich für fragwürdig halte, quod erat demonstrandum.

<sup>9</sup> Im „Kommentierten Vorlesungsverzeichnis Wintersemester 2006/2007“ der Universität Köln wird die Vorlesung „Höfische Dichtung im Spiegel der Forschungsgeschichte“ nicht nur kommentiert. In einem Zuge werden „neuere Arbeiten“, zu denen meine Studie aus dem Jahre 2000 zählt, als „neueste Versuche einer *queer* orientierten Lektüre“ vorgestellt! Im Wörterbuch Englisch (Verlag Lingen) liest man: „queer I. (Adjektiv,) 1. ungewöhnlich, sonderbar, eigenartig, verdächtig. 2. abw.: schwul. II. (Nomen) salopp: abw.: Schwule (r). III. (Verb) salopp: versauen, vermässeln, vermiesen; - queer some one's pisch, jemandem einen Strich durch die Rechnung machen“ (siehe: engl. Wörterbuch Lingenverlag). Solche Äußerungen könnten darauf abzielen, die Glaubwürdigkeit bestimmter Autoren zu diskreditieren.

<sup>10</sup> Walter Haug ist am 11. Januar 2008 im 81. Lebensjahr verstorben. Dem Gedächtnis dieses Forschers wurde der zwanzigste Band der Wolfram-Studien gewidmet.

von Eschenbach-Gesellschaft' von 1972 bis 1984 ... herausgegeben und das Forschungsprofil der Wolfram-Gesellschaft geprägt. ... Sein Eröffnungsvortrag auf dem Blaubeurer Kolloquium dokumentiert dies auf eindrucksvolle Weise“. Sein Titel lautete: „Die mittelalterliche Literatur im kulturhistorischen Rationalisierungsprozess. Einige grundsätzliche Erwägungen“. Das Tagungsthema des erwähnten Blaubeurer Kolloquiums hieß: „Reflexion und Inszenierung von Rationalität in der mittelalterlichen Literatur“.

Bereits mein erster Beitrag zur Deutung des Parzivalprologs steht, um es spitz zu formulieren, der Sinnrichtung nach „quer“ zu den Forschungsergebnissen Haugs. Das gilt in Teilen – für die Deutung des „vliegenden bîspels“ und für den „Hasenvergleich“ - aber auch im Ganzen. In der vorliegenden Arbeit gilt mein besonderes Interesse zunächst den genannten „Teilen“, gemäß der besonderen Beziehung von „Teil und Ganzem“.

Auffallend ist, mit welcher Vehemenz Walter Haug in diesem Vortrag gegenüber anderen Autoritäten die „reine Vernunft“ einseitig für sich und seine Disziplin in Anspruch nimmt; das, obwohl seine eigene radikale Rücknahme früherer Deutungsversuche des Parzivalprologs erst wenige Jahre zurückliegt. Sie hatten jahrzehntelang als „Prüfungsvorbereitungsliteratur“ zu Unrecht den Status „stringenter Rationalität“ für sich in Anspruch genommen. Es besteht daher überhaupt keine Veranlassung, wenn es um Rationalität, besonders um die Vereinbarkeit von Vernunft und Glauben geht, gegenüber einer Autorität, wie Papst Benedikt XVI., so „auf den Putz zu hauen“, wie Haug es in seinem Eröffnungsvortrag tat.

Unter den gegebenen Umständen könnte dieser letzte „Forschungsbeitrag“ Walter Haugs - im Jahre 2008 veröffentlicht - gewollt oder ungewollt die Form eines Vermächnisses annehmen und damit eine höhere Verbindlichkeit beanspruchen. Haug hat selbst dazu beigetragen, diesen Eindruck zu vermitteln. Es sind nicht nur „Einige grundsätzliche Erwägungen“ (so der Untertitel), die nach „letztwilliger Verfügung“ klingen. Es gibt Indizien dafür, dass es u. a. darum geht, für weitere 150 Jahre einen kulturprotestantischen Anspruch auf Deutungshoheit für die Literatur des Mittelalters allgemein und im besonderen für die Wolframdichtung „gegenüber Katholiken und allem Ultramontanen“ zu behaupten. Aus dieser Richtung sieht sich Haug offensichtlich bedroht! Um dem zu begegnen, eröffnet er die Blaubeurer Tagung „Reflexion und Inszenierung von Rationalität“ mit einem direkten Angriff auf „den Obersten aller Katholiken“, nämlich den deutschen Papst Benedikt XVI. Die beiden ersten Sätze lauten: „Das Thema unserer Tagung hat durch die Regensburger Vorlesung Benedikts XVI. eine überraschende Aktualität gewonnen. Da wird von einem theologisch hoch gebildeten Papst der Vereinbarkeit von Vernunft und Glauben das Wort geredet ...“ etc.

Die Absicht ist klar: In Wirklichkeit sollen auf „aktuelle, geradezu sensationelle Weise“ alte kulturprotestantische Vorbehalte gegenüber dem Papst und allem was katholisch ist, wieder belebt werden. Um die kulturkrampfartige Sinnrichtung der beiden ersten Sätze erkennbar zu machen, wird hier in Klammern und in Kursivschrift ergänzt, worum es Haug „durch die Blume gesagt“ wirklich geht: „Das Thema unserer Tagung hat durch die Regensburger Vorlesung Benedikts XVI. eine überraschende Aktualität gewonnen.“ (*sensati-*

onell - nicht wahr!<sup>11</sup>).“ Da wird (*doch tatsächlich: es ist nicht zu fassen!*) von einem theologisch hoch gebildeten Papst der Vereinbarkeit von Vernunft und Glauben das Wort geredet.“ *Soll heißen: Der Papst als Repräsentant aller Katholiken macht sich zum „Befürworter“ einer Sache, die überhaupt nicht zu vertreten ist: Der Vereinbarkeit von Vernunft und Glauben!*<sup>12</sup>

Nach Haugs Meinung ist die Ratio ureigene Domäne der Wissenschaft. Etwas zu glauben, ist immer „unvernünftig“. Der Papst, als die Verkörperung der katholischen Kirche, möge sich also gefälligst heraushalten, wenn es um die Ratio, die „reine Vernunft“ geht. Wie kann dieser es wagen, sich zur Vereinbarkeit von Vernunft und Glaube zu äußern, wo sich doch die Ratio seit der Aufklärung einzig und allein der Philosophie als Wissenschaft anvertraut hat. Um seine Ansichten zu untermauern, würzt Haug seine anschließenden Überlegungen mit apokryphen Andeutungen zu „Port Royal“ und der „Einführung der regelmäßigen Beichte durch das 4. Laterankonzil 1215“ (W. Std. XX, S. 25).

Im zweiten Absatz seines Referats behauptet Haug, man könne „in der Tat einen philosophie-geschichtlichen Fixpunkt benennen, an dem die Wende zur Vernunft als alleinigem Erkenntnisvermögen augenfällig geworden ist“. Er bekennt sich gleich zu Beginn seines Vortrages zum antiken, um nicht zu sagen antiquierten, „cogito ergo sum“ Descartes' als der Basis der „reinen Vernunft“ (W. Std. XX, S. 20). Dass es sich dabei nur um eine Idee, um bloße Spekulation handelt, scheint Haug nicht weiter zu stören.<sup>13</sup> Ironisch könnte man einwenden, der Satz „cogito ergo sum“<sup>14</sup> gebe nur in recht unvollkommener Weise wieder, wie der damit verbundene Sachverhalt inhaltlich vorgestellt werde; die „unmittelbar einleuchtende Gewissheit“ nämlich, dass man selbst mit dem Denken etwas zu tun hat, insofern man erst dadurch „einer“ werden soll, bzw. „mit sich selbst eins ist“: Ein theoretisches „Individuum“, unabhängig von eigenen existentiellen Voraussetzungen, wie die

---

<sup>11</sup> Ich habe mir erlaubt, das von Walter Haug „durch die Blume gesagte“, also eigentlich Gemeinte, in Kursivschrift und klärend zu ergänzen. Da hatte sich doch tatsächlich jemand erdreistet, eine Sache zu „befürworten“, wovon er als Katholik, dazu noch als Papst, überhaupt nichts verstehen kann, nämlich: Über die Vereinbarkeit von Vernunft und Glauben zu sprechen.

<sup>12</sup> In diesem Zusammenhang ist eine andere Meldung interessant: „Das Seminar für allgemeine Rhetorik der Universität Tübingen erklärte die Vorlesung von Benedikt XVI. zur „Rede des Jahres 2006“. Unter anderem heißt es in der Begründung: „Die Rede sei ‚gezielt missverstanden‘ worden.“ (www.hath.net)

<sup>13</sup> „Als Stichdatum pflegt man jenes radikale Umdenken anzugeben, zu dem Descartes sich 1619 im Winterlager zu Neuburg an der Donau gedrängt sah und das dann 1636 seinen Niederschlag im Discours de la methode' gefunden hat. Die 1. Regel im 2. Abschnitt des ‚Discours‘ besagt, dass man keine Sache für wahr halten solle, von der man nicht genaue Kenntnis habe, d. h. nichts als die Wahrheit akzeptieren dürfe, was nicht klar und deutlich erkannt worden sei, so dass kein Anlass bestehe, es in Zweifel zu ziehen. Und dieser Bedingung genügt, wie er zeigt, allein dieser Denkvorgang selbst, also das cogito, aus dem er dann jedoch nicht nur das eigene Sein begründet, sondern im nächsten Denkschritt auch das Sein Gottes zurückholt... Die Religion wird also nicht verabschiedet, sondern von der Vernunft her neu entworfen.“ (In: Haug 2006, S. 20).

<sup>14</sup> Dtv-Lexikon: cogito, ergo sum (lat. ‚ich denke, also bin ich‘), Grundsatz in der Philosophie R. Descartes', der als einziger in seiner unmittelbar einleuchtenden Gewissheit dem methodischen Zweifel des Denkens standhält und deshalb als Wahrheitskriterium und Fundament der rationalen Erkenntnis gilt.“ - Diesem, in einem unerbittlich abstrahierenden, sozusagen bis auf die Knochen reichenden Abstraktionsprozess „aus der Welt geschafften Ich“ sollte man als ein „Skelett“ nicht das Wort „cogito, ergo sum“ nachträglich zwischen die nicht mehr vorhandenen Lippen schieben.

raum- und zeitlich bedingte Leibhaftigkeit gedacht? Das ist „reine Spekulation“, nicht „reine Vernunft“!

Theoretisch wären zu einer solchen „unvermittelt einleuchtenden Erkenntnis“ nur „reine Geister“ (Engel) fähig. Als reine Geistwesen sind sie nicht durch eine lästige Bindung an Raum und Zeit „geistig behindert“. Nur sie könnten als „reine Vernunftwesen“ die „reine Wahrheit“ ertragen. Für Menschen ist „reine Vernunft“ ein Ding der Unmöglichkeit, eine unerträgliche Vorstellung. Wissenschaftlich belegt ist, dass auch der „reinste Erkenntnisakt“ und die daran gebundene „Rationalität“ ohne komplizierteste hirnhysiologische Prozesse und die durch Leibhaftigkeit erst ermöglichte Sprachfähigkeit des Menschen überhaupt nicht gedacht werden kann.

Der Mensch ist vielmehr sich selbst und der Welt gegenüber grundsätzlich an Selbst- und Weltvermittlungsprozesse gebunden. Damit dies möglich ist, wurde er vom Schöpfer auf höchst wunderbare Weise mit einer kreativen, nicht nur reaktiven Sinnlichkeit, ausgestattet, durch die er - „auf mittlerer Ebene“ - mit sich selbst, den Mitmenschen und der Welt der Dinge „kommunizieren“, d. h. „eins sein“, bzw. „einer werden“ kann. Jeder vordergründig passiv-reaktiv erscheinende Sinnes- und Erfahrungsprozess, wie z. B. das Hören, korrespondiert direkt mit seinem Gegenpol, dem produktiven Sprechakt. In dieser Form bestätigt der Mensch zuerst sich selbst. Er „macht“ die Erfahrung, dass er „tatsächlich einer ist“, der im Medium der Sprache aus sich heraus- und sich selbst gegenüber treten kann. Dieses kreative Verhältnis zwischen Reaktion und Produktion ist für alle Sinne und jede Erfahrung kennzeichnend. Eine von aller Sinnlichkeit abgelöste Erfahrung von Raum und Zeit, wie Kant sie - angeblich - postulierte, gibt es nicht wirklich. Dass Kant in hohem Alter und mit letzter Kraft sein Idealismuskonzept radikal zu korrigieren versuchte - siehe opus postumum - wird in der Philosophiegeschichte gern verschwiegen.

Im Zusammenhang mit den vorhergehenden Anmerkungen zum idealistischen philosophiegeschichtlichen Ansatz Haugs, den er offensichtlich als verbindlich für die Deutung literarischer Texte betrachtet, möchte ich daran erinnern, dass ich im Blick auf dasselbe „cogito ergo sum“ des Philosophen Descartes auf eine völlig andere, „verrückte“, aber „lebensnotwendige Perspektive“ von „relativer Vernünftigkeit“ hingewiesen habe, auf die „Kunst als Lüge, die uns hilft, die Wahrheit zu verstehen“, wie einst August Everding<sup>15</sup> es formulierte. Ihr geht es immer und zuerst ums Leben und Überleben. Die „reine Vernunft“ hat damit nichts oder nur am Rande zu tun. Der Tod ist für sie lediglich, wie Kant lakonisch kommentiert, „das Ende aller Erfahrung“. Dieses seltsame „Wissen ohne eigene Erfahrung“ über das „Ende aller Erfahrung“ hat demnach jeder!

Es geht in der Kunst - auch in ihrer sprachlichen Form als Dichtung - nie nur um „reine Vernunft“, sondern um das Leben selbst. In meiner ersten Studie habe ich ausdrücklich darauf hingewiesen. Es kann nicht bestritten werden, dass der „Parzival“, mit seiner Fülle von poetischen Bildern höchster Dichte, etwas mit Kunst und dem Leben zu tun hat; ein Sachverhalt, der in Literaturtheorien zum Parzivalroman offensichtlich nicht immer oder nur ungern zur Kenntnis genommen wird.

---

<sup>15</sup> Hüning, 2000, S. 34

Die „augenfällig gewordene Wende zur Vernunft als alleinigem Erkenntnisprinzip“, wie Haug sie im Rückgriff auf Descartes nachzuvollziehen versucht, ist „Cartesianismus“. Mit Blick auf die Deutung mittelalterlicher literarischer Texte kann man derartige philosophische Statements getrost vergessen. Eine pseudotheoretische „Wende rückwärts“ ist für die Deutung mittelalterlicher Dichtung nicht nur kontraproduktiv; sie schadet jedem literarischen Text und lässt ihn - im Grenzfall - demoliert zurück: quod erat demonstrandum. Wie deplaziert ein solcher Rückgriff auf einen „philosophischen Fixpunkt“ im Zusammenhang mit der Deutung von Mittelalterliteratur - z. B. den „Parzival-Prolog - sein kann, wird deutlich, wenn man vergleicht, wie Haug das „cogito sum“ Descartes' im Blick auf ein „mögliches“ bzw. sein eigenes Gottesbild interpretiert: ... „allein dieser Denkvorgang selbst, also das cogito, aus dem er (Descartes) dann jedoch nicht nur das eigene Sein begründet, sondern im nächsten Denkschritt auch das Sein Gottes zurückholt, ... Die Religion wird also nicht verabschiedet, sondern von der Vernunft her neu entworfen.“

Es grenzt – um es vorsichtig zu formulieren - an Unverschämtheit im Namen der Rationalität seine Mitmenschen mit astreinen atheistischen Plattitüden und theologisch/philosophischen Purzelbäumen zu traktieren, wie dem Diktum, dass Descartes „im „nächsten Denkschritt auch das Sein Gottes zurückholt“. In diesem Angebot geht es um ein selbst gezimmertes Gottesbild. Ob man diese Deutungsabsicht Descartes unterstellen kann oder nicht, ist nicht die Frage. Entscheidend ist, wie Haug dessen „cogito sum“ interpretiert, um für die Gegenwart zu einer rationalen Basis für die Deutung von mittelalterlichen Texten zu kommen.<sup>16</sup>

Wenn man dieses „verholzte Gottesbild“ eines neuzeitlichen Literaturwissenschaftlers mit dem Gottesbild im literarischen Werk Wolframs vergleicht, sind die mangelnde Kompatibilität und ihre katastrophalen Folgen nicht zu übersehen. Tragisch ist, dass mancher Interpret diesen Widerspruch auf dem Hintergrund der eigenen Ungläubigkeit und Ahnungslosigkeit gar nicht bemerken kann. Als solcher oder als „Nichteingeweihter“ kann er sich nicht in die Rolle eines gläubigen Dichters aus dem 12. Jahrhundert hineinversetzen.

Schon seit dem 12. Jahrhundert werden an die Philologie Forderungen gestellt, die heute noch selbstverständlich sind, z. B.: „dass der Kontext zu berücksichtigen sei, Entstehungsort und Entstehungszeit, die Gattung, Person und nähere Umstände des Autors, alles mit dem ausdrücklichen Ziel, den vom Autor intendierten Sinn zu verstehen: *sententiam litteralem scripturae ab auctore principaliter intentam*.“<sup>17</sup> Nicht ohne Grund muss immer wieder an diese Bedingungen der Textinterpretation erinnert werden. Die oben zitierte Aussage Haugs, dass Descartes aus einem „Denkvorgang“ (cogito) nicht nur das eigene Sein begründet, sondern im nächsten Denkschritt auch das Sein Gottes zurückholt“, ist im Denken Wolframs Blasphemie und eine aufs Schärfste zu bekämpfende Irrlehre. Damit fehlt die Basis einer darauf aufbauenden Textinterpretation.

---

<sup>16</sup> Haug zieht mit Seitenblick auf Benedikt XVI. eine Verbindungslinie bis in die Gegenwart: „Aber es fragt sich, ob ( ... ) damals nicht vielmehr ein Rationalisierungsprozess zu seinem Ziel gekommen ist, der mehr oder weniger kontinuierlich das abendländische Denken und Weltverhalten von seinen Anfängen an bis zur mündigen Autonomie der Vernunft bestimmt hat“.

<sup>17</sup> Ohly 1966, S. 3

Wolfram war strenggläubiger Christ. Das bedarf keines Beweises, wenn man seine Texte kennt und versteht. Seine christliche Glaubensüberzeugung und Frömmigkeit sind die Kennzeichen für „Person und nähere Umstände des Autors“ mit Namen Wolfram von Eschenbach. Man lese als Beleg hierfür einmal den Prolog zum „Willehalm“. Dieser Anfang hat die Form eines Gebetes und ist als Lobeshymne an den dreifaltigen Gott gerichtet. Da der Parzivalprolog - wie allgemein in der Forschung anerkannt wird - erst nach Vollendung der Arbeiten am Parzivaltext entstand, darf man davon ausgehen, dass beide Prologe - für den ‚Parzival‘ als auch den ‚Willehalm‘ - zeitnah, d. h. auf demselben geistigen bzw. religiösen Hintergrund entstanden sind. Der Parzivalprolog hat, ebenso wie der Prolog des „Willehalm“, einen tragenden religiösen Hintergrund. Das wurde bisher nicht immer beachtet.

Damit soll nicht behauptet werden, dass jeder Interpret des Parzivalromans Christ sein oder denselben Glauben haben muss, wie der Dichter dieses Textes. Um dessen Sinn zu erkennen, muss er jedoch über den religiösen Hintergrund des Autors genau informiert sein. Ohne dieses Wissen kann er die im Text wiederkehrenden Zeichen seiner Glaubensüberzeugung als solche weder identifizieren, noch in ihrer Bedeutung, was die poetische Qualität betrifft, richtig einschätzen. Auch für einen atheistischen Interpreten gehört ein „religiöser Sachverstand“, der dieses Wissen einschließt, zu den notwendigen Bedingungen (sine qua non), um einen literarischen Text im Sinne eines christlichen Dichters zu deuten.

Neben der völlig irrationalen Aussage, dass Descartes aus dem „cogito ergo sum“ „nicht nur das eigene Sein begründet, sondern im nächsten Denkschritt auch das Sein Gottes zurückholt,“<sup>18</sup> - folgen weitere dubiose Behauptungen wie: „Die Religion wird von der Vernunft her ... neu entworfen,“ oder „die Ratio ... scheitert an der Unversöhnbarkeit von Natur und Gnade“ (Haug 2006, S. 31). Im Gegensatz dazu gilt in der katholischen Kirche der Fundamentalsatz von der Vereinbarkeit von Natur und Gnade als unerlässliche Bedingung: „gratia supponit naturam“, m. a. W. :Gnade setzt die Natur voraus!

Verdächtig sind auch Formen von arbeitsteilig ausgerichteter „Vernünftigkeit“. Sie entwickeln sich unter der Hand gleichsam zu einem Sortiment verschiedener, „operationalisierter“ Rationalitäten. Bei Haug gibt es z. B. eine Sonderform der Ratio als „Ordnung, die nach Chaos schreit“ (Haug 2006, S. 32). Ist diese Aussage nicht eher ein kognitiver Verkehrsunfall, als dass sie mit Wissen und Erkennen etwas zu tun hätte? Sie sollen angeblich aufeinander prallen, um einer „Erstarrung zu entgehen“. Welche Erstarrung? - Eine andere Sonderform wird ebenfalls im Namen der Rationalität verkündet: „Die höchste Form der Sinnlosigkeit ist - inhaltlich gesehen - die alphabetische Ordnung, und

---

<sup>18</sup> In diesem Zusammenhang erinnere ich daran, dass ich in meiner Studie („Würfelwörter und Rätselbilder im Parzivalprolog“) im Kapitel „Sprachlogik und Logik der dichterischen Bilder - ihr unterschiedliches Verhältnis zur Zeit“ (S. 33-37) mich ausdrücklich auf das philosophische „cogito, ergo sum“ Descartes' bezogen habe. „Unerbittlich abstrahierend“, kommt man logisch zum gegenteiligen Schluss: cogito, ergo non sum, ich denke, also bin ich nicht! Im „Prinzip“, von Geburt an ein Sterbender, verliere ich mit jeder Sekunde einen Teil meiner Lebenszeit, ohne irgendetwas dagegen tun zu können. Völlig machtlos bin ich dem Tod ausgeliefert. In dieser Situation hilft uns die „Kunst als lebensnotwendige Lüge, die Wahrheit zu verstehen“, wie Intendant August Everding es sagte.

ihr wird die Zukunft gehören“!<sup>19</sup> Das klingt bedeutend und bedrohlich, ist im Grunde nur eine „exordial“ sinnlose Phrase.

Im Rationalitäts-Sortiment Haugs gibt es noch eine spezielle „Exempel-Ratio“. Für den Fall nämlich, dass Wahrheiten oder Lehren an Beispielen erklärt werden. Besonders interessant deshalb, weil Wolfram seinen „Parzival“ mit einem Beispiel, dem „vliegenden bîspel“, beginnt. Haug behauptet: „Jedes Exempel hat seine eigene Ratio, und damit geraten sie in Widerspruch zueinander. Es lässt sich im Prinzip für jede ‚Wahrheit‘ ein Beispielfall konstruieren, also auch für das jeweilige Gegenteil: man kann genauso treffend beispielhaft belegen, dass sich Großmut lohnt, wie dass sie (sic!) ins Verderben führt.“<sup>20</sup> (Haug 2006, S. 32) - Handelt es sich bei diesen zweideutigen Aussagen Haugs zur Exempel-Ratio etwa um den Reflex auf eine traumatische Erfahrung im Umgang mit dem „vliegenden bîspel“ aus dem Parzivalprolog? - Werden deshalb Beispiele allgemein der „Unmoral“ bezichtigt, weil sich das „vliegende bîspel“ als Eingangsrätsel des Parzivalprologs dem „Zugriff“ eines Interpreten verweigert hatte? Hätte nicht Haug zugeben müssen, dass ihm trotz größter Anstrengungen „die eigentliche Pointe dieser Passage bislang verborgen geblieben ist und dass Wolfram auch die Interpreten, ohne dass sie es gemerkt hätten, zu *tumben liuten* gemacht hat. Worin liegt die Pointe?“ (Haug 2001, S. 221). Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass die o. a. Beispiele für „kulturhistorische Rationalisierungsprozesse“ sich eher zu kleinlichen „Operationalisierungsschritten“ mausern, als dass sie noch etwas mit Philosophie, Erkenntnis und „Vernunft“ zu tun hätten.

Durch „Technik“ im altgriechischen Sinne, als verstehender Umgang mit dem Text, dessen „Kategorien“ nach Dilthey Erleben, Ausdruck und Verstehen sind, ergibt sich die alternative Möglichkeit zu fragen und zu forschen, *wie das, was wir erfahren und dadurch „erkennen“* als Beispielserfahrung in unser Bewusstsein gelangt, und dort als Selbst- und Weltverstehen zur Verfügung steht, gerade auch in der Begegnung mit Literatur und Dichtung. Was *vernünftigerweise* nur als „abstrakter Begriff“ in der Erkenntnis sein kann, sollte im Umgang mit einem literarischen, d. h. künstlerischen Text daher weniger interessieren.

## **2.4 „zwîvel“-Metapher versus „bast“-Konzept - Erinnerung an einen alten Streit um literarische Konzepte**

Die beiden ersten Verse des Parzivalprologs werden nicht ohne Grund als „Eingang“ bezeichnet. In dieser Funktion sind sie das „Burgtor“ zum Roman, das mit seiner janusköpfigen „zwîvel“-Metapher den Romankomplex vor ungebetenen Gästen und Geistern

---

<sup>19</sup> Haug 2006, S. 32 und S. 33

<sup>20</sup> In den drei Sätzen dieses Zitats sind mir die grammatischen und logischen Beziehungen nicht klar geworden, kaum zu verstehen. Der Manipulation von „Wahrheiten“ wird mit solchen Operationalisierungen Vorschub geleistet. Um auf das o. a. „Exempel“ zurückzukommen: Das „Gegenteil“ von „Wahrheit“ ist die Lüge. Die logische Folgerung kann nur lauten: „Man kann genauso treffend belegen, dass sich Großmut lohnt, wie es eine Lüge ist - dass er ins Verderben führt.“

schützt. Wer glaubt, sich gewaltsam Zutritt verschaffen zu können, holt sich eine blutige Nase, wie der Hasenvergleich zeigt. Der „zwîvel“ hat ein mythisch anmutendes Doppelgesicht: Mit strengem Blick nach außen ist seine Kehrseite mit einladender Geste nach innen gerichtet. - Bevor ich mich dem „zwîvel“ in seiner positiven Bedeutung für das Romankonzept zuwende, soll kurz die abwehrende Haltung und Richtung der „zwîvel“-Metapher gegenüber zeitgenössischen literarischen Konzepten erörtert werden.

Janus ist der „altrömische Gott des Torbogens und besonders der öffentlichen Durchgänge... Der Gott des Eingangs wurde später der Gott des Anfangs... Als Gott der Tür wurde Janus nach außen und innen schauend mit einem Doppelantlitz und den Attributen Schlüssel und Pförtnerstab dargestellt.“ (dtv-Lexikon) In dieser Funktion dient die „zwîvel“-Metapher des Eingangs auf zweierlei Weise. Nach außen wendet sie sich polemisch gegen die literarischen Konzepte der Dichterkollegen Hartmann von Aue und Gottfried von Straßburg. Wenn man die wörtliche, etwas „biestig“ klingende Bedeutung von „zweierlei Fellen“ zulässt, wie ich sie in meiner ersten Studie identifiziert hatte<sup>21</sup>, kann es sich damit sowohl um eine ironische Anspielung auf die hypertrophierte Darstellung der „Verzweiflung“ in Hartmanns von Aue „Gregorius“ handeln, als auch um eine Satire in Kurzform auf das „Fellabziehen“ im „Tristan“ Gottfrieds von Straßburg.

Gottfried von Straßburg war auf die etwas ausgefallene Idee gekommen, im Kapitel „Die Jagd“ (V. 2759-3378) und der „Der junge Künstler“ (V. 3379-3756) dem höfischen Publikum das literarische Konzept seines „Tristan“ als einen „Abstraktionsprozess“ (lat. *abstrahere*, abziehen) bildhaft zu beschreiben. Zu diesem Zweck erfand er das literarische Bild des „bast“. Im Medium dieser Metapher versuchte er die schicksalhaften Ereignisse im Leben und der Liebe seines Helden „Tristan“ als einen „Enthüllungsvorgang“ zu erklären. Vordergründig handelt es sich beim „bast“ um das „Fellabziehen“ und Zerlegen eines Hirsches. Gottfried glaubte, die Aufgabe seiner Kunst sei es - im übertragenen Sinne natürlich - zu analysieren, zu erkennen und vor allem darzustellen, „was die Welt im Innersten zusammenhält“, und das, obwohl die Geschichte seines Helden, realistisch betrachtet, eher Hochverrat ist und im Selbstmord (Liebestod) endet: All das wird auf höchstem literarischem Niveau<sup>22</sup> erzählt. Diesem eher „wissenschaftlichen“ als literarischen Ansatz seiner Textanalyse - in einem für heutige Verhältnisse eher prosaischen Bild - widmet Gottfried fast zwei Kapitel seines Romans. Das war sicher revolutionär, aber auch riskant, worüber Gottfried sich im klaren sein musste.

Dass Wolfram darauf reagierte, war selbstverständlich. Er tat dies nicht erst mit der bekannten Isoldekritik (3,12-18)<sup>23</sup>, sondern gleich mit dem ersten und bedeutendsten Wort seines Prologs, dem „zwîvel“. Von den „zweierlei Hüllen“, die das menschliche Herz „Tristans“ umschließen, ist die höfische Lebensform eine erste, relativ starre äußere „Hülle“. Eine zweite, innere Hülle, ist die geistige Umnachtung des Liebespaares durch

---

<sup>21</sup> Hüning, 2000, sinngemäß: „Zweierlei Hüllen, die das Herz umschließen wie ein Käfig, sind für die Seele ein Gräuel“

<sup>22</sup> Sozusagen mit „Goldumrahmung“, wie Wolfram im Parzivalprolog polemisch bemerkt: „die lobe ich als i(ch) solde, das safer ime golde“ 3,13-14).

<sup>23</sup> Hüning, 2000, S. 188ff.

einen Zaubertrunk, durch den die erste Lebensform von innen her zerstört wird. Gottfried und spätere Interpreten haben das anders gesehen. Die vermutete Form dieser Kritik Wolframs und das hiermit angedeutete Verhältnis beider Dichtungen und Dichter aus der Perspektive der „zwîvel“-Metapher mag gewagt erscheinen. Als mögliche Form einer Kritik ist sie nicht von der Hand zu weisen. Wolfram erwartet jedenfalls von seinem Publikum etwas ganz anderes als „Fellabziehen“ oder Abstrahieren. Er verlangt die „subjektive Mitwirkung“ seiner „Zu-Hörer“ bei der Wahrnehmung seiner Dichtung, die er „stiure“ (eine Beisteuer) nennt. Wolfram hat ein völlig anderes Konzept.

Erstaunlich ist allerdings, mit welcher Präzision Gottfried von Straßburg bereits im 12. Jahrhundert mit Hilfe seiner „dinglich-aufdringlichen“ bast-Metapher bereits die Methodik einer möglichen, zukünftigen Wissenschaft (als Naturwissenschaft) geahnt und beschrieben hat. - Erst Jahrhunderte später konnten ihre Bedingungen von Kant als Quantifizierung, Mathematisierung und Abstraktion der Erscheinungen in Raum und Zeit artikuliert werden. Gottfried versuchte im Vorgriff darauf für einen literarischen „Abstraktionsprozess“ eine ähnliche Methode im Bild der „bast“-Metapher zu erfinden. Dass diese Art der Rationalisierung einem literarischen Text bzw. Konzept nicht kompatibel ist und nicht gerecht werden kann, liegt - aus nachträglicher Sicht - auf der Hand. Deswegen wird er von Wolfram mit der zwîvel-Metapher attackiert, was Gottfrieds heftige Reaktionen auslöste. Über die Kritik an Hartmann von Aue ist im Zusammenhang mit den folgenden Überlegungen noch kurz die Rede.

## **2.5 Warum entzieht sich der Parzivalprolog dem „Zugriff“ der traditionellen Forschung?**

Nicht nur wegen des Eröffnungsvortrages auf der Blaubeuroner Tagung der Wolframgesellschaft aus dem Jahre 2006, den Haug mit vielen zweifelhaften, irrationalen Aussagen garnierte, sondern auch wegen bestimmter Aussagen in seiner „Neue Lektüre des Parzivalprologs“ aus dem Jahre 2001, fühlte ich mich herausgefordert, dem Parzivalroman, besonders seinem Prolog noch einmal meine Aufmerksamkeit zu widmen. In Verbindung damit erinnerte ich mich auch des oben bereits erwähnten merkwürdigen „Zufalls“<sup>24</sup> im Zusammenhang mit meiner eigenen Studie über den Parzivalprolog. Haug stellte seine „Neue Lektüre des Parzivalprologs“ in einem mündlichen Vortrag in Köln vor, als ich nach meiner Doktorprüfung im Juni 1999 - noch mit der Revision dieser Arbeit - ebenfalls mit einem komplett neuen Denkansatz - beschäftigt war. Neben dem ungewohnt empirischen Vorgehen, was die Deutung der „Bickelwortmetapher“ betrifft, kommt in meiner Studie eine ungewohnte vorreformatorische, sozusagen katholische Sichtweise auf diesen Text zur Geltung. Das hatte offensichtlich Irritationen ausgelöst.

Nach diesen Vorbemerkungen zu bisherigen Interpretationsversuchen und der problematischen Situation der germanistischen Philologie erlaube ich mir die Frage, *ob es*

---

<sup>24</sup> Das erste Wort meiner eigenen Studie über den Parzivalprolog lautet: „Der Zufall“. Er führte Regie bei der Entdeckung einer altertümlichen Form von Würfeln.

*nicht unreflektierte Prämissen in der Forschung selbst gewesen sein könnten, die ihr den Zugang zu mittelalterlicher Literatur versperrt haben.* So könnte man nach unterschwelligem Implikationen fragen, die der objektiven Wahrnehmung eines literarischen Textes vielleicht im Wege stehen. Für die weitere Forschung am Text des Parzivalprologs wäre es auch sinnvoll gewesen, wenn W. Haug einige Angaben dazu gemacht hätte, *weshalb* er 2001 völlig überraschend und radikal seine frühere Deutung des „vliegenden bîspels“ und des „Hasenvergleichs“ zurückzog.

Die Suche nach solchen Gründen berührt auch die jüngst in der FAZ gestellte Frage Joachim Bumkes nach der Zukunft der Deutschen Philologie. In der Realität wird sie bereits so beantwortet: „An der Harvard University wird der Lehrstuhl für Deutsche Philologie nicht wieder besetzt ... Auch in Deutschland sind zahlreiche Professuren für ältere deutsche Sprache und Literatur den Kürzungen zum Opfer gefallen ... Und Mittelhochdeutsch? ... Jetzt sagt man: Es geht auch ohne! Ist das das Ende der Deutschen Philologie?“ Bumke spricht auch von Fehleinschätzungen, z. B. dass „Der Altphilologe Lachmann der Erste war, der 1827 einen altdeutschen Text nach den Prinzipien der klassischen Philologie herausgegeben hat“, dass dieser „philologisch-kritische Umgang mit Texten aber keine Erfindung der Romantik“, sondern „damals bereits 2000 Jahre alt“ war. Man glaubte auch, „die Menschen im Mittelalter seien noch einfach, treu und gläubig gewesen wie Kinder“, was sich als großartiger Irrtum herausgestellt: In Wirklichkeit sind jedoch wir diese „tumben liute“, wie auch Haug resigniert zugeben musste.

Die Frage, ob es gelungen sei, „die alten Texte in der Gegenwart lebendig zu machen“, muss Joachim Bumke ganz klar mit „Nein“ beantworten. Eine Mehrzahl von Forschern sei mehr mit „theoretischen Prämissen und den theoretischen Implikationen der Texte und ihres kulturellen Umfeldes beschäftigt“, als mit philologischer Arbeit. Bei all dem bestätigt er jedoch: „Heute steht es außer Zweifel, dass die Entscheidung für die Wissenschaft richtig war.“ - Dieser Entscheidung Lachmanns im 19. Jahrhundert möchte ich im Ganzen nicht widersprechen. Andererseits ist ein Totalitätsanspruch auf „stringente Rationalität“ im Umgang mit literarischen bzw. künstlerischen Texten nicht gerechtfertigt. In zahlreichen „stringent rational“ etikettierten Deutungsversuchen ist es nicht gelungen, das Rätsel des Parzivalprologs zu deuten. Immer wieder mussten Rückzieher gemacht werden. - Im übrigen wurde dieser Text - gerade auch als Rätsel - gar nicht für Wissenschaftler, sondern für die Menschen aus der höfischen Lebenswelt konzipiert, die mit Rätseln umgehen konnten.

Es gibt zwar Regeln des wissenschaftlichen Arbeitens; im Umgang mit literarischen Texten Wolframs wurden sie gelegentlich in eklatanter Weise verletzt. So gehört es zum kleinen Einmaleins der Textauslegung, dass dieser nur aus der Perspektive seiner Zeit, d. h. der Entstehungszeit interpretiert werden kann. Diese Forderungen finden sich bereits im 12. Jahrhundert bei Vertretern der Schule von St. Victor in Paris. Friedrich Ohly zitiert sie und kommentiert:

- ♦ „dass der Kontext zu berücksichtigen sei, Entstehungsort und Entstehungszeit, die Gattung, Person und nähere Umstände des Autors, alles mit dem ausdrücklichen Ziel,

den vom Autor intendierten Sinn zu verstehen: *sententiam litteralem scripturae ab auctore principaliter intentam.*<sup>25</sup>

- ♦ „dass die Deutsche Dichtung, ... für Jahrhunderte, von etwa 770 bis 1150 fast ausschließlich und weiterhin mit einem starken Anteil Bibeldichtung“<sup>26</sup> ist.
- ♦ Dass wir Philologen „uns in der Regel nicht bewusst (sind) - wie Dilthey in seiner, Entstehung der Hermeneutik' es war - in welchem Maße, unsere Kunst der Interpretation der Bibelexegese schon der Väterzeit und des Mittelalters verpflichtet ist“.<sup>27</sup>

„Während alle profane Literatur nur einen historischen oder Buchstabensinn des Wortes einschließt, enthält das Wort der Heiligen Schrift neben dem historischen oder Buchstabensinn, den es mit der heidnischen Literatur gemein hat, einen höheren, einen geistigen Sinn, einen *sensus spiritualis*. Im Neuen Testament angelegt, durch .... die in der Exegese der Kirchenväter gestiftete Tradition sanktioniert und gültig, bis Luther sich von der spirituellen Interpretation der Bibel lossagte und damit auch die Tradition verwerfen musste, hat die Lehre vom *sensus spiritualis*“ des Bibelwortes das Mittelalter beherrscht.“

Lachmann war sich - obwohl er sich für die Wissenschaftlichkeit im Umgang mit dem ‚Parzival‘ entschieden hatte - darüber völlig im klaren, dass die Zeitgenossen Wolframs andere Möglichkeiten hatten, den Text zu verstehen, als nur auf wissenschaftliche Weise. Sie konnten es z. B. auf dem Hintergrund zeitgenössischer anderer Literatur. Es gab jedoch noch eine andere Möglichkeit auf dem Hintergrund zeitgenössischer Literatur: Die Hl. Schrift. Warum kam Haug nicht auf die Idee, einen solchen Ansatz zu versuchen? Hat das etwas mit dem gravierenden Ereignis der Reformation zu tun?

## 2.6 Unreflektierte Prämissen in der heutigen Literaturwissenschaft des Mittelalters.

Die Anregung zu den folgenden Überlegungen erhielt ich durch die Lektüre eines Essays im Feuilleton-Teil der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 15. Juni 2009. Es handelt sich um einen zeitlich und sachlich aktuellen Beitrag von Patrick Bahners zum Thema „Lektüre“ von Texten mit dem mehrteiligen Titel: „Kurz sei unser Lesen“. „Säkularisierung und Selbstdarstellung: Prägnante Beiträge zur Quellenkunde der deutschen Literatur“.

Im Mittelpunkt der Betrachtung steht der Germanist Heinz Schlaffer. Auslöser für das Erscheinen des Beitrags über ihn - als „Personalie der Woche“ - war der „Heidelberger Appell für Publikationsfreiheit und die Wahrung der Urheberrechte“, den 2569 Schriftsteller und Literaturwissenschaftler gemeinsam unterzeichnet hatten; Heinz Schlaffer jedoch „ausdrücklich“ nicht. Der Autor des Beitrags, Patrick Bahners, forscht daher nach Gründen für das „beredete Schweigen“ des bekannten Germanisten in dieser Angelegenheit. Im

---

<sup>25</sup> Ohly 1966, S. 3

<sup>26</sup> Ohly 1966, S. 11

<sup>27</sup> Ohly 1966, S. 2

vorliegenden Zusammenhang interessiert nicht so sehr das Schweigen selbst oder die Frage, ob die Germanistik („Professoren und Schriftsteller in innigster Mischung“) „die Politiker dazu bewegen könnte, gegen Google in den Weltkrieg um die Dichterrechte zu ziehen.“ - Vorzüglich geht es um einige Randbemerkungen dieses Essays über H. Schlaffer, die von grundlegender Bedeutung für das Verhältnis von Dichtung und Literaturwissenschaft sind. Das gilt allgemein - auch - für die Mittelalterliteratur, insbesondere jedoch für die Deutung des Parzivalromans und seines Prologs, wenn auch „nicht auf den ersten Blick“.

Heinz Schlaffer hatte in einem Artikel zum Germanistentag 1994 „die Germanistik als ein Fach charakterisiert, das aus Gewohnheit betrieben und aus Irrtum studiert wird“. Die Liebe zur Literatur werde „im Studium regelmäßig enttäuscht, weil weder die traditionellen Techniken, noch die neuen Moden der Philologie zur Erschließung der Literatur des Tages beitragen.“ Dass Mediävistik aus Gewohnheit betrieben wird, kann man nicht sagen. Vielmehr ist das Studium mittelalterlicher Literatur - durch Prüfungsordnung festgelegt - sozusagen eine Pflichtveranstaltung für jeden Germanistikstudenten. Traditionelle Methoden haben auch hier nicht immer zur Erschließung alter Texte beigetragen. - Weiter heißt es im o. a. Artikel die „plötzliche Blüte der deutschen Literatur um 1800 führt Heinz Schlaffer auf eine außerliterarische Energiezufuhr zurück: Die Dichter eigneten sich die Sprache eines Christentums an, an das sie nicht mehr glaubten. Dieses *kulturprotestantische Wunder* wiederholte sich in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts bei Autoren katholischer und jüdischer Herkunft.“<sup>28</sup> Sie benutzten das Christentum als Steinbruch, in dem sie das Rohmaterial für Umsetzung eigener Ideen fanden.

Meines Wissens gab es, zeitlich versetzt, im Anschluss an die „plötzliche Blüte der deutschen Literatur“ ein weiteres „kulturprotestantisches Wunder“: die erstaunliche Entwicklung der Geisteswissenschaften im preußisch geprägten 19. Jahrhundert. Unbestritten ist deren *kulturprotestantische Führerschaft* mit zahlreichen herausragenden Gestalten der Zeitgeschichte. Unter ihnen Dilthey als Begründer der Geisteswissenschaft und Lachmann als Protagonist der Germanistik. Der Anteil katholischer Wissenschaftler im Verhältnis zum Bevölkerungsanteil an dieser Entwicklung war minimal. Für die Geisteswissenschaft, einschließlich der Literaturwissenschaft, ergab sich eine vergleichbare Situation, was die Begegnung mit dem Christentum betrifft. Wie die Dichtergeneration vor ihnen fortschrittlich, kritisch, romantisch, vor allem aber eindeutig kulturprotestantisch geprägt, wurde sie auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung durch die Entdeckungen Lachmanns mit der Literatur des 12. Jahrhunderts konfrontiert. In ihr spiegelte sich eine Zeit und eine Welt, in der man noch völlig anders fühlte, dachte und dichtete. Auch eine liebevolle romantische Hinwendung konnte letztendlich nicht darüber hinwegtäuschen, dass vieles grundlegend anders war und unverständlich blieb.

Im Gegensatz zur Orientierung der Geisteswissenschaftler im 19. Jahrhundert waren die Dichter des Mittelalters - allen voran Wolfram - überzeugte katholische Christen im vorreformatorischen Sinne. Das ist ein unbestreitbares, nicht zu leugnendes Faktum. Man hat

---

<sup>28</sup> Bahners Patrick in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 15. Juni 2009, S. 32, Titel: „Kurz sei unser Lesen“, Unter: Die Personalien der Woche, hier Heinz Schlaffer.